



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nun darf man aber nicht etwa denken, daß mit den vorhandenen geschriebenen oder sonst überlieferten Stücken alles gethan sei, nein, fröhlich sprießend und knospend wächst in der Stille eine neues Geschlecht von Stücken heran. Ist es denn auch ein Wunder, wenn der Prinzipal nach jahrelangem Sprechen von schöngefügten Reden sich endlich in eigener Dichtung versucht? Meist sind es wichtige politische Ereignisse oder sonstige, das allgemeine Interesse in Anspruch nehmende Dinge, die diese Ehre erleben. Ich habe selbst so die Belagerung von Alexandrien, die Reise nach Kamerun entstehen und auführen sehen. Dem Kundigen entgeht es nicht, daß dabei häufig eine Ähnlichkeit mit andern, schon bekannten Stücken vorhanden ist, und daß Redewendungen, Fragen- und Antwortmassen aus andern bekannten Stücken unmittelbar entlehnt sind. Bloße Umarbeitungen von gedruckten und teils als Oper, teils als Schauspiel, teils auch als Roman schon vorhandenen Stoffen fallen dem auch den Zeitgeschmack berücksichtigenden Prinzipal natürlich noch leichter. Ich erwähne hier als Beispiel nur den Trompeter von Säckingen, der mir erst vor kurzem in einer solchen Umarbeitung für das Puppentheater aufgestoßen ist. Für das Ergebnis ist dem Unternehmer nicht bange, denn er weiß, zunächst macht es schon der Titel seines Stückes; und dann, wenn er auch manchmal in der ersten Zeit mühsam durch die Szenen hindurchstolpert, so sichert ihm doch eine ordentliche Prügelei oder ein Tanz des Kasper mit der Geliebten den schallenden Dank seiner Hörer und den gewünschten Schlußerfolg. Es ist derselbe Genius des Volkes, der schon in längst entschwundener Zeit einem derartigen Dichter eingab, in den Faust jene Szenen einzulegen, in welchen Kasper auf dem mit Schwärmern gespickten Drachen abfährt und dann unter den Scherben des großen thönernen Topfes seine kaum angefangene Luftreise beendigt.

Doch ich würde die Grenzen dieser Mitteilungen bedeutend überschreiten, wenn ich über derartige, im Werden begriffene Stücke Genaueres berichten wollte. Genüge es dem Leser einstweilen, zu wissen, daß der schaffenslustige Trieb auch in diesem Teile des Volkslebens noch beständig und kräftig weiter fortwirkt.



Kleinere Mitteilungen.

Der neue Büchmann. Das Erscheinen einer neuen Auflage von Büchmanns Geflügelten Worten ist immer ein kleines literarisches Ereignis. Vor wenigen Wochen ist die fünfzehnte ausgegeben worden.*) Wie hat dieses Buch

*) Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes, gesammelt und erläutert von Georg Büchmann. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-tornow. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling), 1887.

sich mit den Jahren verändert! Die sechste Auflage, die uns zufällig zum Vergleich vorliegt, hat 284, die fünfzehnte 523 Seiten! Hieraus kann man entnehmen, wie das Buch an Vollständigkeit zugenommen hat. Ob diese Vollständigkeit freilich immer in der rechten Richtung gesucht worden ist, ist eine Frage, die wir nicht ohne weiteres bejahen möchten. Das Buch verzeichnet und bespricht z. B. auch einzelne Wörter, die, wie sich nachweisen läßt, bei bestimmten Anlässen gebildet worden sind und sich dann verbreitet haben, wie Amerika, Atlas, Gas, Aesthetik, Sternwarte, namentlich auch Fremdwörterverdeutschungen, deren Schöpfer sich nachweisen läßt, wie Erdbeschreibung, Herrbild, Stelldichein, Luftwandeln u. a. Kann man diese aber wirklich unter die Zitate oder unter die geflügelten Worte rechnen? Wir glauben gern, daß es Leute giebt, die auch derlei in einem Zitatenschatze suchen, die Herausgeber mögen da wohl seltsame Erfahrungen gemacht und schließlich gedacht haben: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Dann dürften aber auch Stephans Postverdeutschungen nicht fehlen, und wenn die gegenwärtig herrschenden Sprachreinigungsbestrebungen, wie wir aufrichtigst wünschen, rechten Erfolg haben, könnte der Büchmann bald in die Lage kommen, ein eignes Fach für neue deutsche Wörter einzurichten. Da meinen wir denn doch, daß die Vollständigkeit nach andern Richtungen noch notwendiger zu suchen sei. Auch in der vorliegenden fünfzehnten Auflage vermiffen wir noch eine Menge bekannter geflügelter Worte. Von deutschen z. B. Das Bessere ist der Feind des Guten — Davon schweigt die Geschichte — Der alte Gott lebt noch — Der Himmel ist hoch, und der Bar ist weit (aus dem Russischen stammend?) — Die Dummen werden nicht alle — Die Federn der Diplomaten verderben, was das Schwert gut gemacht hat — Gott verläßt keinen guten Deutschen — Hahn im Korbe sein — Hand von der Butter! — Ja, wenn sie Schulze hießen — Kammerdiener sind keine Helden — Kom ist nicht an einem Tage gebaut worden — Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand (soll Sancho Pansa von seiner Statthaltertschaft sagen) — Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren u. a. Sollten diese alle als bloße Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten zu betrachten und von einem Zitatenschatze auszuschließen sein? Auch Schwabenstrieche und Schwabenalter sollten nicht fehlen; unter den von Gedichtsüberschriften stammenden Zitaten vermifft man den Peter in der Fremde, aus der Bibel dürfte die Wendung: mit Schmerzen suchen (Ev. Luc. 2, 48) nachzutragen sein. Unter den lateinischen Zitaten sucht man vergebens nach Nunquam retrorsum — Sub rosa — und, was namentlich der Leipziger gar zu gern wissen möchte und was bisher mit allem Aufwand von Gelehrsamkeit nicht nachzuweisen gewesen ist: woher stammt Lipsia vult expectari, dieser klassisch gefaßte, wunderbar treffende Spruch, der bis auf den heutigen Tag seine Gültigkeit behalten hat und sich noch immer täglich aufs neue bewährt? Er dankt doch gewiß irgend einem geschichtlichen Ereignis seinen Ursprung. Und sollte nicht aus dem Griechischen das bekannte *Μωμήσεται τις μᾶλλον ἢ μωμήσεται* (Tadeln wird es einer eher als nachmachen), das nach Plutarchs Erzählung (De gloria Atheniensium 2) der athenische Maler Apollodor auf seine Bilder schrieb, ferner *Ἐν Καρὶ ὁ κίνδυνος* (was etwa einem lateinischen *Fiat periculum in re vili* entspricht) und das homerische *Τέκνον, τί κλάεις* (Ilias 1, 362) Aufnahme verdienen? Und wenn die Rodomontade erklärt ist, warum nicht die Gasconnade? Und wenn der Bucephalus und die Rosinante, diese berühmtesten Gänse der Welt, aufgenommen sind, warum nicht auch der berühmteste Kutscher, Automedon aus der Ilias, der Wagenlenker des Achill (16, 684. 17, 459 u. f. w.), den schon Cicero (pro Sexto Roscio 98) appellativ

für Rutscher überhaupt braucht? Und wo ist der deutsche Michel? Oder vielmehr der teutsche Michel, denn die Schrift Grimme'shausens: Des weltberühmten Simplificissimi Pralerey mit seinem teutschen Michel, ist doch wohl die Quelle des Wortes?

So viel zur Vervollständigung. Nun einiges zur Berichtigung, und zwar zur Berichtigung einer Anzahl von Nachweisen aus deutschen Dichtern. Das Buch von Hagedorn, worin Johann, der muntere Seifenfieder, zuerst steht, heißt nicht Fabeln und Erzählungen, sondern Versuche in poetischen Fabeln und Erzählungen. Die Ueberschrift des Gedichtes von Nichey, worin die Zeile steht: Ja, Bauer, das ist ganz ein anders! lautet nicht: Duo quum faciunt idem, non est idem, sondern: Duo quum faciunt idem, non faciunt idem. Das Rheinweinlied von Claudius mit der Zeile: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben, ist nicht von 1778, sondern steht bereits in dem (1775 in Lauenburg erschienenen) ersten Bande des Boffischen Musenalmanachs für das Jahr 1776. Auch Arians Reise um die Welt ist älter als 1790; sie steht schon im Boffischen (Hamburger) Musenalmanach für 1786. Hinter Bürgers Weibern von Weinsberg steht bei Büchmann die Jahreszahl 1774; sie sind aber erst im Boffischen Musenalmanach auf 1777 gedruckt. Dagegen steht Hölthys Rheinweinlied: „Ein Leben wie im Paradies“ nicht erst im Boffischen (Hamburger) Musenalmanach für 1777, sondern bereits im Boffischen (Lauenburger) Musenalmanach für 1776, diesem vereinzelt zwischen dem Göttinger und dem Hamburger Musenalmanach, den der Herausgeber gar nicht gekannt zu haben scheint.*) Langhansens Ruhe im Grabe beginnt nicht: Im Grab' ist Ruh, sondern: Im Grabe ist Ruh; übrigens ist Langhansen nicht auch der Dichter, sondern nur der Dichter des Liedes; die Melodie, mit der es im Göttinger Musenalmanach für 1792 steht, und die mit dem Namen Langhansens versehen ist, ist älter; sie ist von Georg Karl Claudius und steht schon 1780 in dessen Liedern für Kinder (Noch bin ich ein Kind). Die Schlusszeilen des Liedes von Salis: „Das Grab ist tief und stille“ lauten nicht: „Erlangt den wahren Frieden — Nur wo es nicht mehr schlägt,“ sondern: Findt nirgends wahren Frieden — Als wo es nicht mehr schlägt. Seumes Canadier, der noch „Europens übertünchte Höflichkeit“ nicht kannte, ist viel älter als 1801; er steht schon 1793, wenn auch als Amerikaner, in Schillers Neuer Thalia. Friedrich Voigts Abschied Elisas (Noch einmal, Robert, eh wir scheiden) steht bereits 1798 in der Deutschen Monatschrift, und zwar heißt der Robert dort Heinrich. Ein bloßer Druckfehler ist es wohl, wenn Mahlmanns Lied: Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage, in Beckers Taschenbuch für 1801 verwiesen wird; es steht im Jahrgange 1802, die Seitenzahlen stimmen. Ganz falsch ist der Nachweis über den Ausspruch von Streckfuß, dem die Zeile entstammt: Das Unvermeidliche mit Würde tragen. Der Spruch steht zuerst in dem Taschenbuch Minerva für 1811 (S. 57) und beginnt dort: „Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen.“ Wenn Streckfuß wirklich dann in seinen Gedichten daraus gemacht hat: „Im Glück nicht stolz sein und im Leid nicht zagen,“ so hat er den Spruch selber damit schmählich verdorben. Und wie kann ein 1811 gedichtetes Lied, wie das von Wyß: Herz, mein Herz, warum so traurig? bereits 1805 in einer Sammlung von Schweizer Ruhreihen stehen? Auch hier liegt wohl nur ein Druckfehler vor; es ist zuerst in den Alpenrosen für 1811 gedruckt. Endlich ist auch Beckers Rheinlied (Sie sollen ihn nicht haben) zu spät angesetzt. Nicht im Rheinischen Jahr-

*) Er ist sich überhaupt über die Musenalmanache nicht recht klar, denn S. 108 unterscheidet er zwischen einem Boffischen und einem Hamburger; das ist aber doch derselbe!

buche für 1841, sondern in einer Nummer der Trierischen Zeitung von 1840 ist es zuerst gedruckt. Im November 1840 gab es bereits eine ganze Anzahl Kompositionen davon, und in den Zeitungen tritt man sich, ob man es Rheinlied oder — Colognais (nach Marseillais) nennen sollte. Die meisten dieser Fehler hätte der Herausgeber vermeiden können, wenn er das „Liederbuch für altmodische Leute“ (Als der Großvater die Großmutter nahm; 2. Auflage; Leipzig, Grunow; 1887) zum Vergleich herangezogen hätte, das in seinen Anmerkungen überall genaue und zuverlässige Nachweise giebt.

Endlich noch ein Punkt. Ein Buch, das in vierzehn Auflagen im ganzen deutschen Volke verbreitet ist und eben in der fünfzehnten hinausgeht, sollte sich doch des besten Deutsch befeißigen, sich freihalten von Provinzialismen (Berolinismen, wie bislang für bisher, Belag für Beleg, fortlassen für weglassen u. ähnl.), und sollte vor allen Dingen eine Sprachsünde vermeiden, die sich Blatt für Blatt und Seite für Seite durch das ganze Buch zieht, die abscheuliche Sprachsünde, Büchertitel und Gedichtsüberschriften als undeclinierbar, als eine Art von Sprachversteinerungen zu behandeln. Wo in Deutschland ist ein Mensch, der sagt: „Ich bin gestern Abend in die Räuber gewesen“ oder gar: „Ich bin in Schillers die Räuber gewesen?“ Oder wer sagt: „Dieses Lied ist aus der Wandsbecker Bote genommen?“ Jeder vernünftige Mensch sagt doch: „Ich bin in den Räubern gewesen“ oder „Dieses Lied ist aus dem Wandsbecker Bote genommen.“ Der Herausgeber wird nun entgegen, er schreibe ja gar nicht so; er schreibe mit Doppelpunkt, Anführungszeichen und großem Anfangsbuchstaben: „Dieses Lied ist aus: »Der Wandsbecker Bote« entnommen.“ Wie klingt denn aber der Doppelpunkt, wie klingt der große Buchstabe, wie klingen die Anführungszeichen? Kann man sie hören? Man hört doch nur: „aus der Wandsbecker Bote.“ Sprache kommt doch wohl her von sprechen, und es giebt doch nicht zwei verschiedene Sprachen, eine für die Ohren und eine für die Augen? Gleichwohl ist diese thörichte Meinung, daß es eine besondere Papiersprache gebe, jetzt allgemein verbreitet. Woher stammt sie nur? Aus den Schulen? Aus den Druckereien? Zu Schillers und Goethes Zeit wußte noch niemand etwas davon. Da schrieb man, wie man spricht und hört: aus der Braut von Messina, aus Nathan dem Weisen zc. Jetzt liest man alle Tage: aus: Der Trompeter von Säckingen, aus: Die Meisterfinger von Nürnberg zc. Ist das vernünftiger Menschen würdig? Möchte doch die nächste Auflage der Geflügelten Worte einmal unerbittlich in dieser Beziehung aufräumen! Dabei könnten auch gleich noch die schönen Genetive Claudius', Wolf' u. a. beseitigt werden. Das ist auch so eine Schulmeister- und Korrektorenerfindung, daß man einen Genetiv durch ein Apostroph bilden könne. Wie klingt denn das Apostroph? Wolf drehte sich im Grabe um, wenn er läse: aus Wolf' Musenalmanach. Zu Hoffens Zeit bildete man den Genetiv von Namen auf s, h, z, k — na, da steht er ja schon.

Schicklich und ungeschicklich. Bis vor einigen Jahrzehnten konnte man in den deutschen Zeitungen fortwährend „Komplimentirbücher“ angekündigt finden, populäre Lehrbücher der guten Lebensart, welche offenbar viel mehr Beifall fanden, als des geistvollen Kunstforschers Rumohr „Schule der Höflichkeit.“ Dann schien das Bedürfnis weniger lebhaft und allgemein zu werden und endlich ganz zu schwinden. Ob die Erziehung dergleichen Not- und Hilfsbücher entbehrlich gemacht hatte, oder ob man des „guten Tones“ glaubte entraten zu können, wollen wir dahingestellt sein lassen. Plötzlich tauchen nun wieder verschiedene Schriften auf,

welche mehr oder weniger frei nach dem englischen Büchlein „Don't“ Regeln aufstellen, wie wir uns in der Gesellschaft zu benehmen haben, und abermals folgen die Auflagen einander sehr rasch. Sie genügen einem neuen Bedürfnis. In den höheren Klassen sind die englischen Anstandsgeetze allgemein angenommen worden, begreiflicherweise wollen die andern nicht zurückbleiben, und da sie nur ausnahmsweise Gelegenheit haben, die englischen Sitten praktisch zu studiren, greifen sie begierig nach dem auf wenige Seiten zusammengedrängten Leitfaden. Und es ist ja gewiß erfreulich, daß so viel Wert auf die Formen des Verkehrs gelegt wird, ebenso gewiß, daß wir darin viel von den Engländern lernen können, entschieden mehr als von den Franzosen, die heute so sehr beflissen sind, ihren alten Ruf der höflichsten Nation zu zerstören. Man mag immer behaupten, daß niemand den Umgang mit Menschen aus dem Knigge lernen werde: über die ganze Literatur dieser Gattung wegwerfend abzuurteilen, ist ebenso wenig gerechtfertigt wie das einstige Abschreiben über allgemeine encyclopädische Werke. Es fragt sich nur, ob die neuen Komplimentirbücher sich von den alten ebenso vorteilhaft unterscheiden, wie die neuen gründlich gearbeiteten Encyclopädien von den handwerksmäßigen Kompilationen der Vergangenheit? Findet derjenige, welcher nicht das Glück gehabt hat, in einer gebildeten Familie aufzuwachsen und unmerklich zu lernen, was sich ziemt, und der sich dieses Mangels bewußt ist, wirklich bei dem gedruckten Ratgeber Ersatz? Wir bedauern, diese Fragen nicht einfach bejahen zu können.

Vor allem sehen wir keineswegs ein, weshalb das „Don't“ auch für andre Völker unbedingt Gesetzeskraft haben soll. Es gehört zu den nationalen Vorzügen der Briten, daß der Prinz und der zukünftige Lord wie der Sprößling des Brokers oder des kleinen Grundbesitzers in der Kinderstube genau an dieselben Vorschriften des Benehmens gewöhnt werden. Aber daß unter diesen Vorschriften sich mancherlei befindet, was keinen vernünftigen Grund hat, erkennen vorurteilsfreie Engländer selbst an, wie z. B. Thackeray in dem Book of Snobs. Andererseits wäre wohl nicht zu wünschen, daß wir uns die ganze brutale Rücksichtslosigkeit, welche Engländer nur zu oft im öffentlichen Leben, besonders im Auslande, bekunden, systematisch angewöhnen. Wir gestehen, es weniger anstößig zu finden, wenn jemand einmal die Gabel in die rechte Hand nimmt, als wenn er die staubigen Füße auf den Sitz seines Nachbarn legt, oder, wie das in London täglich gesehen werden kann, im dichtesten Menschengedränge achtlos das brennende Kerzchen wegwirft, mit welchem er seine Pfeife angezündet hat. Mügt man dergleichen, so wird gewöhnlich geantwortet, die betreffenden Personen gehörten nicht zur guten Gesellschaft. Allein ist nicht das Erscheinen eines Buches wie „Don't“ ein Beweis, daß heutzutage viel gegen den Schicklichkeits-Kodex gesündigt werden muß? Stochern nicht in den feinsten Restaurants Herren, die entschieden auf den Titel Gentleman Anspruch erheben, ohne Scheu in den Zähnen herum und tragen den dazu benutzten Federkiel dann noch auf der Gasse zwischen den Zähnen, was doch gewiß shocking ist? Die Verehrung, deren sich einstmals das Pfund Sterling, später die „politische Erweisheit“, der Freisinn und Edelmut und die Macht Alt-Englands bei uns erfreuten, ist einigermassen gewichen, es ist nicht notwendig, daß wir dem Hochmuth der angelsächsischen Rasse neue Nahrung geben durch — oder sprechen wir gleich im Tone der neuen Komplimentirbücher: „Es schickt sich nicht, fremde Eigenheiten nachzuäffen.“

Des weiteren soll jemand, der über gute Lebensart unterrichten will, diese doch selbst besitzen, denn es schickt sich nicht, aus einer Sprache zu übersetzen, die man nicht völlig beherrscht, es schickt sich nicht, Sätze niederzuschreiben, bei denen

man sich nichts denkt, es schickt sich nicht, Hilfsuchenden Rat schläge zu geben, die sie eben so klug lassen wie zuvor. „Es schickt sich nicht, taktlos zu sein. Weiß man nicht, was Takt ist, so soll man wenigstens erst an andre, dann an sich denken, und dies wird den Takt einigermaßen ersetzen,“ so lehrt wörtlich eine in Prag erschienene Bearbeitung des „Don't.“ Ist das nicht köstlich? Hat der Verfertiger dieses Buches, der doch augenscheinlich nicht weiß, was Takt ist, wirklich zuerst an andre gedacht, um den Mangel „einigermaßen“ auszugleichen? „Es schickt sich nicht, fehlerhaft zu sprechen.“ „Es schickt sich nicht, mir statt mich zu sagen,“ steht gleichlautend in mehreren Ausgaben. So viel bekannt, wissen von den Menschen, welche fehlerhaft sprechen, die allermeisten nicht, daß sie dies thun, und der kleine Rest will sich eben dadurch interessant machen. Es sollen ja schon Leute dadurch ihr Glück gemacht haben, daß sie sagen: „Ic weeß man nich“ oder: „I woas net.“ Die andern aber, wie sollen sie es anfangen, nicht in den Fehler zu verfallen? Antwort: „Man lerne die Grammatik und lese die Werke der besten Schriftsteller.“ In der That sehr einfach, doch ließe sich dasselbe noch einfacher sagen: „Man sei gebildet.“ Weiter: „Es schickt sich nicht, eingebildet, aufbrausend und beleidigend zu sein. Es schickt sich nicht, andre zu unterschätzen und sich zu überheben. Es schickt sich nicht, selbstgefällig, eingebildet und eitel zu sein. Es schickt sich nicht, Thatfachen zu verdrehen. Es schickt sich nicht, ein Geck oder ein Modenarr zu sein.“ Sollte es nicht auch unschicklich sein, gegen die zehn Gebote zu verstoßen? Schickt es sich nicht vielleicht, geistreich, talentvoll, mutig u. s. w. zu sein? Wir haben ferner den Satz vermißt: „Es schickt sich nicht, ein häßliches Gesicht oder krumme Beine zu haben.“ Bei Tische „pöbelhaft zu sein“ oder in Gesellschaft im Schlafrock zu erscheinen, wird ebenso unter sagt, wie „etwas zu tragen, das hübsch ist!“ Doch genug des Unsinn und der Gemeinplätze, unter deren Menge die für manchen nützlichen Winke verschwinden, und die den Armen, der ein solches Buch zur Nüchternheit nimmt, nur verwirren können. Dem Prager Verleger empfehle wir für die nächste Auflage noch einen Satz: „Es schickt sich nicht, den Titel eines Buches in diagonaler Richtung auf dem Umschlag anzubringen, denn das verrät einen schlechten Geschmack.“

Nochmals „unentwegt.“ So von Herzen einverstanden ich auch mit den sonstigen Ausführungen des Artikelchens „Unentwegt“ am Schlusse von Nr. 28 dieser Blätter bin, so kann ich doch gerade hinsichtlich des anlaßgebenden Wortes nicht zustimmen. „Unentwegt“ ist weder von Johannes Scherr noch von sonst jemandem erfunden worden; es ist ganz einfach ein schweizerischer Provinzialismus, und als solcher denn doch nicht ganz unberechtigt. In einem Berglande ist es eine große Sache, wenn jemand die Gabe hat, sich nicht von seinem Wege abdrängen zu lassen, und es läßt sich sehr wohl denken, wie dieser Ausdruck so recht aus dem Volksleben heraus schließlich ein bildlicher wurde. In dieser seiner besondern Bedeutung, die in der schweizerischen Presse und in dem dortigen öffentlichen Leben auch durchaus festgehalten wird, dürfte das Wort doch wohl weder durch „beharrlich“ noch durch „standhaft“ ersetzt werden können; es will wieder etwas andres sagen, mit dem sich in höherem Grade als mit den beiden genannten Wörtern der Begriff eines bestimmten, unerschütterlich im Auge behaltene Ziel verbundenet. Vollkommen richtig ist es freilich, daß dieses Wort wie viele andre unser heutiges „Zeitungsdeutsch“ ohne Rücksicht auf seine besondre Bedeutung und wohl gar ohne Kenntnis derselben benutzt zu werden pflegt, und daß man es überhaupt da, wo es nicht bodenwüchsig ist, besser nicht benutzen sollte; daß es aber

in der Schweiz ein herkömmliches und in seinem besondern Sinne wohlverstandenes, darum auch (wenigstens provinziell) nicht unberechtigtes Wort ist, das wird jeder bestätigen, der einmal Gelegenheit hatte, schweizer Blätter regelmäßig zu lesen und auf das öffentliche Leben der Eidgenossenschaft sowie der Kantone einen Blick zu werfen. Gerade die Kleinlichkeit des letzteren scheint mir die häufige Anwendung dieses Wortes sehr nahelegend zu machen.

Literatur.

Les discours de M. le prince de Bismarck. Seconde édition. Volume quatrième (Kulturkampf). Berlin, Wilhelmi; Paris, Vieweg; Londres, Dulau et Cie.; Rome, Hermann Loescher et Cie., 1887.

Von den Reden des Fürsten Bismarck ist bis jetzt eine anständige deutsche Ausgabe noch nicht erschienen. Es wird keiner Ausführung bedürfen, wie schwer es zu beklagen ist, daß das deutsche Volk die Reden seines größten Staatsmannes nicht in einer Form besitzt, welche der Reden wie des Mannes würdig ist. Was bisher erschienen ist, sind entweder nur Auszüge oder Ausgaben mit kleinem Druck, mäßiger Ausstattung und ungenügender Erläuterung. Demgegenüber bildet die französische Uebersetzung eine mustergiltige Erscheinung, und der Umstand, daß das umfangreiche und kostspielige Werk bereits in zweiter Auflage vorliegt, beweist, welche dringendem Bedürfnis ein solches Unternehmen entgegenkommt. Der vorliegende vierte Band hat mit Recht die bisher innegehaltene chronologische Form verlassen; er umfaßt die Reden des Reichskanzlers aus der Zeit und dem Gebiet des Kulturkampfes. Die Veröffentlichung hat den glücklichen Zeitpunkt, an welchem nach dem eignen feierlichen Ausspruche von Papst Leo XIII. der Kampf beendet ist, gewählt. Mit dem Register enthält der stattliche Quartband 675 Seiten. Die Uebersetzung rührt von jemand her, der die französische Sprache wie die deutsche in gleicher Weise beherrscht; gegenüber der Schwierigkeit, die in dem Stoffe und in der prägnanten Redeweise des Fürsten liegt, ist die Uebersetzung gradezu mustergiltig zu nennen; sie ist bemüht, alle Schilderungen des Ausdrucks getreu wiederzugeben. Eine kurze Einleitung giebt ein Bild von dem Gange des Kulturkampfes, wobei der Verfasser merkwürdigerweise die Auffassung wiederpiegelt, wie sie in Nr. 22 der Grenzboten „Der Friede mit Rom“ weiter ausgeführt ist. Jede Rede ist von Anmerkungen begleitet, welche nicht bloß einzelne Stellen erläutern, sondern oft ausführliche Darlegungen über die Veranlassung und den Gegenstand enthalten. Die Entwürfe und der Text der in Rede stehenden Gesetze, die Kundgebungen der Kurie und der Depeschenwechsel aus der Zeit des Konzils, wie er namentlich in den letzten Wochen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht worden ist, sind beigelegt — kurz, wir haben es hier mit einem Werke zu thun, welches jedem unentbehrlich ist, der sich über eine der denkwürdigsten Perioden der zeitgenössischen Geschichte unterrichten will. Wir können unsre Kritik nur mit der Bemerkung beschließen, daß die deutsche Lesewelt alle Veranlassung hat, die französische um dieses Buch zu beneiden.

Deutsch-national. Kolonialpolitische Aufsätze von Karl Peters. Berlin, Walther und Apolant, 1887.

Zum großen Teil aus dem Bedürfnis des Verfassers entstanden, sich und die ihm folgenden gegen Mißverständnisse und Vorwürfe zu verteidigen, ist diese Sammlung von Journalartikeln eine wertvolle Bereicherung unsers Wissens in Betreff der Ursachen und Ziele der Kolonialbewegung, die seit einiger Zeit bei